Nr. 546. 37. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 26. Oktober 1908

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Die Garküche.

T. W. Von der Mutegelarbeit der preußisch-deutschen Steuerpfuscher und von den Orientkabalen der Mächte wendet sich der Sinn zu edleren Gestalten. Mit Bedauern hatte man vernommen, daß der Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. Hammann, der Leiter des offiziösen Preßbureaus, sein Amt niederlegen solle, und nun hört man mit doppelter Befriedigung die Nachricht, daß er uns und dem Staatsdienste erhalten bleiben dürfte. Verschiedene Vorfälle, die zumeist auf dem Gebiete des Privatlebens spielten, wurden — und werden wohl noch — gegen Herrn Hammann ausgenutzt, und kleine Unvorsichtigkeiten, die im Grunde nur für seine vertrauende Güte sprechen, werden gegen ihn ins Feld geführt. Ich habe keine Veranlassung, Herrn Hammanns Lob zu singen, denn die Geschenke, über die Artaxerxes verfügt, scheinen mir nicht allzu begehrenswert. Ich habe noch weniger Ursache, Herrn Hammann nicht zu lieben, denn beim einzigen Mal, wo ich ihn sprach — kurz nach der Marokko-Kampagne, Ende 1906 — kam er mir mit freundlichen und zustimmenden Worten entgegen. Ganz objektiv betrachtet, erscheint er als ein sehr intelligenter und wohl sehr ehrgeiziger Mann — als ein Mann, dem man nicht leicht ein Bein stellt und den man noch schwerer ersetzt. Nur ungern würde man eine solche Kraft an lumpigen Nichtigkeiten scheitern sehen, und aufrichtig wünscht man dem Lehrmeister offiziöser Stilkunst einen stilvolleren Tod.

Das offiziöse Preßbureau, das im Hause des Auswärtigen Amtes in der Wilhelmstraße einquartiert ist, gehört zu den merkwürdigsten Einrichtungen unserer so komplizierten und so unklaren Staatsmaschinerie. Es wird — man versteht nicht recht, warum — zu der „Politischen Abteilung“ gerechnet, die sich eigentlich mit den Personalangelegenheiten des diplomatischen Dienstes befaßt, und der gewöhnliche Bürger wird nie begreifen, ob es direkt vom Reichskanzler, ob es vom Staatssekretär des Aeußern oder auch vom Unterstaatssekretär abhängt. Man erinnert sich, daß Caprivi den Versuch machte, ohne ein Preßbureau auszukommen, daß er aber sehr bald genötigt war, neue Verbindungen mit der Presse zu suchen. Damals wurden Rudolf Lindau und der junge Legationssekretär Graf Groeben beauftragt, die nun arg verstimmten Journalisten ins Lager zurückzuholen, und damals wurde auch Herr Hammann dazu ausersehen, das Manna der offiziösen Nachrichten und „Direktiven“ zu verteilen. Herr Hammann, der das antisemitische „Deutsche Tageblatt“ geleitet und für mancherlei Zeitungen geschrieben hatte, brachte das Institut dann zu der heutigen Bedeutung. Aus der einfachen Auskunftsstelle wurde eine große Meinungsfabrik, welche die Milch der frommen Denkungsart wohlverpackt nach allen Gegenden versandte.

Es gibt in fast jedem Lande das System der offiziösen Information, aber nur in wenigen Ländern — wohl nur noch in Oesterreich und in Rußland — gibt es ein organisiertes Preßbureau. Gewöhnlich läßt jedes Ministerium die Presse über die Angelegenheiten seines Ressorts informieren, und man wendet sich in innerpolitischen Fragen an das Ministerium des Inneren und in außerpolitischen an das Auswärtige Amt. Bei uns werden alle diese Dinge in einer Garküche verarbeitet, und das Preßbureau verschenkt aus einem Kochtopf innerund außerpolitische Parolen. Bald sorgt es, wie in den Jahren 1905 und 1906, nach dem Marokko-Mißgriff, für wirksame Absperrungsmaßregeln gegen das Eindringen der Wahrheit, und bald weiß es, wie bei den Wahlen von 1907, einen Sturm nationaler Begeisterung kunstvoll zu inszenieren. Wenn nicht immer alles klappt, wenn besonders in der Vertretung der deutschen Auslandspolitik die offiziöse Presse fortwährend Schwupper macht, so liegt das nicht an Herrn Hammann, sondern an der zerspaltenen Organisation und an der vielköpfigen Leitung, die zu Widersprüchen führen muß. Es liegt vielleicht noch mehr an dem Fehlen eines geeigneten Materials, an dem Fehlen gewandter Federn, die ohne Schwerfälligkeit zu gleiten und in Haarstrichen zu schreiben verstehen — es liegt an dem Fehlen des psychologischen Feingefühls und jeder nuancenreicheren Kunst.

Man hat das Talent oft mit der Blume verglichen, die zur Entwickelung die rechte Sonne brauche — und wo konnte die Talentblume Hammanns sich freier und glücklicher entwickeln als unter der Sonne des Fürsten Bülow? Wir alle wissen, daß Fürst Bülow neben hervorragenden Eigenschaften die kleine und verzeihliche Schwäche hat, dem papierenen Tagesruhm eine Geltung beizumessen, und daß er im Verkehr mit den alten Philosophen noch nicht zu der völligen Gleichgültigkeit des Sokrates gelangt ist. Mit liebevoller Sorgfalt säubert Herr Hammann den Weg des Kanzlers von Dornen und Disteln, und wenn er im Reichstage, stattlich und mit ergrauendem Vollbart, hinter dem redenden Fürsten steht, denkt er, wie der Theaterdirektor eines berühmten Autors, mit ernster Miene an die kommende Kritik. Sein Einfluß in unserem Staatsleben ist groß, und diejenigen, die ihn näher kennen, rühmen seine gewaltige Arbeitskraft und die Zuverlässigkeit seiner Freundschaft. Nicht wenigen Journalisten hat er jetzt mehr als anderthalb Jahrzehnte lang durch Verabreichung fertiger Ideen und Ansichten jede eigene Gedankenarbeit erspart. Durch seinen Rücktritt würde in manchen Gehirnen eine unausfüllbare Lücke geschaffen werden.

Neue Enthüllungen Hearsts.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **New-York**, 25. Oktober.

William Randolph Hearst, der Gründer der „Independence Party“ hat seine Drohung, daß er kurz vor Beendigung der Präsidentschaftswahlkampagne abermals mit politischen Enthüllungen hervortreten werde, wahr gemacht. Er ist mit neuen Briefen hervorgetreten, welche den Einfluß der Leitung des Standard Oil-Trust auf führende Persönlichkeiten der beiden großen Parteien des Landes dartun sollen. Diesmal handelt es sich um Republikaner aus einem der sichersten Gebiete dieser Partei, aus Pennsylvanien. Die von Hearst heute in öffentlicher Versammlung verlesenen Briefe rühren von dem Vertreter der „Standard Oil Company“, John D. Archbold her, demselben, der auch die von Hearst ans Licht gezogenen Briefe an den Bundessenator Foraker von Ohio geschrieben hatte. Die Adressaten der Briefe, die aus dem Jahre 1902 stammen, sind der damalige Gouverneur von Pennsylvanien William Stone und der frühere Generalstaatsanwalt desselben Staates John Elkin. In den Briefen an den Gouverneur Stone handelt es sich um den Einfluß, den der Oeltrust auf die Besetzung freigewordener Richterstellen im Obersten Gerichtshof von Pennsylvanien ausübte. Archbold präsentierte dem Gouverneur Stone die Kandidaten, die dem Trust genehm waren; so heißt es in einem Schreiben, daß die Standard Oil Company die Ernennung des Richters Morrison empfehle, „da derselbe spezielle Kenntnis der die Gas- und Oelindustrie betreffenden Verhältnisse besitze.“ Die Briefe an den Generalstaatsanwalt Elkin waren mit einigen der schon berühmt gewordenen Archboldschen „Depotscheinen“ in Höhe von 5000 und 10,000 Dollars beschwert. Diese dienten zur Unterstützung des an Elkin gerichteten Ersuchens, gegen gewisse von dem Staatsparlament Pennsylvaniens beabsichtigte gesetzgeberische Maßnahmen aufzutreten, die, wie Archbold sich ausdrückt, der Feindschaft gegen den Trust ihren Ursprung verdanken. Die neuen Enthüllungen Hearsts machen im ganzen Lande das größte Aufsehen. Die Antwort der Betroffenen steht noch aus.

Iswolskis Appell an die Duma.

Ein „Plebiszit in Bosnien“!

Der russische Minister des Aeußern, Herr Iswolski, der heute Berlin verlassen dürfte, war gestern beim Kaiser zur Frühstückstafel geladen. Noch verlautet nichts Sicheres darüber, ob es Herrn Iswolski gelungen ist, in Berlin wenigstens für den einen oder den anderen Punkt seines erweiterten Konferenzprogramms eine günstigere Stimmung zu schaffen, oder ob der Berliner Aufenthalt seinen diplomatischen Echec besiegelt hat. Gegenüber den Angriffen, welche die russische Presse, und besonders die „Nowoje Wremja“ gegen ihn gerichtet, will Herr Iswolski jetzt an die Duma appellieren. Unser Petersburger Korrespondent telegraphiert uns:

✕ **Petersburg**, 25. Oktober. (Privat-Telegramm.)

Der Korrespondent der „Nowoje Wremja“ in Berlin wurde von dem Minister Iswolski empfangen, der jedoch erklärte, daß er ihm sein Programm noch nicht mitteilen könne. Iswolski sagte: „Ich verfolge alle russischen Blätter sehr genau, so daß mir die gegen mich herrschende Erbitterung der russischen Gesellschaft bekannt und verständlich ist, denn die Aktion Oesterreichs verletzt die vitalen Interessen des Slawentums und tangiert den Berliner Vertrag. Allein ich kann jetzt noch nicht mit meinem Programm vor die Presse treten, weil eine derartige Veröffentlichung den günstigen Ausgang der Unterhandlungen über die Konferenz hindern würde. Zum Glück befinde ich mich jetzt in einer ebenso glücklichen Lage wie die Minister des Auswärtigen in den anderen Ländern: Ich habe eine Tribüne, von welcher aus ich meine ganze Politik erklären kann; diese Tribüne ist die Reichsduma für mich. Ich rechne darauf, daß der Kaiser mir gestatten wird, gleichwie im vorigen Jahre vor die Reichsduma zu treten. Dann möge das Land über mich urteilen.“

An leitender Stelle schreibt die „Nowoje Wremja“: „Ein moralisches Urteilen über das Vorgehen Oesterreichs in Bosnien ist vollständig zwecklos. Hingegen ist ganz Europa sehr wohl imstande, an einer wahren Antwort auf die Frage interessiert, ob die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina die Einverleibung in Oesterreich wünscht oder nicht. Wenn eine allgemeine Abstimmung des ganzen Volkes unter der Kontrolle einer internationalen Kommission ergibt, daß die bosnischen Serben ihre Staatszugehörigkeit zu wechseln wünschen, so können die europäischen Mächte, so verschiedenartig ihre Wünsche auch sein mögen, nur die „vollzogene Tatsache“ anerkennen. Wenn aber die bosnischen Serben türkische Untertanen zu bleiben wünschen, so muß Europa, wenn ihm der

Anton v. Werner und die Nationalgalerie.

Von **Fritz Stahl.** [Nachdruck verboten.]

Immer bestimmter wird erzählt, daß die „neue Nationalgalerie“, die Hugo v. Tschudi unter der begeisterten Teilnahme aller deutschen Kunstfreunde geschaffen hat, jetzt an Anton v. Werner ausgeliefert werden soll, um sie zu zerstören. Man kann es nicht anders ausdrücken, denn nichts, aber auch gar rein nichts gibt diesem Mann eine Anwartschaft auf Tschudis Nachfolge als der wütende Haß gegen seine Schöpfung. Ein Haß, der außer Menzel (und vielleicht Leibl) alle Künstler trifft, die Tschudi ins Licht gerückt hat, und der alles umstürzen muß. An diese Eigenschaft hatte man nicht gedacht, als sein Name zuerst genannt wurde. Schon vor Tschudis erzwungenem Urlaubsgesuch. Damals hatte der Kaiser einen der direkten Vorgesetzten des in Ungnade gefallenen Direktors mit den Worten angesprochen: „Wissen Sie schon, daß Tschudi geht?“ Und als der Geheimrat, der es hier zuerst erfuhr, wortlos und verlegen blieb, weil er nicht nur nicht gefragt worden war, sondern weil die sonst immer verheimlichte Uebergehung der geordneten Instanz diesmal offentlich festgestellt wurde, fügte der Kaiser hinzu: „Und ich habe auch schon einen Nachfolger!“ Unter den Namen, auf die man da riet, tauchte auch der Werners auf, aber niemand glaubte auch nur einen Augenblick im Ernst an die Möglichkeit seiner Ernennung. Denn niemand kam eben auf den Gedanken, daß einer gesucht wurde, der zerstören wollte, und daß die unfruchtbare Eigenschaft des Hasses wertvoll genug erscheinen könnte, um den Mangel an allem fruchtbaren weit zu machen.

Muß man diesen Mangel beweisen? Wem? Anton v. Werner kennt von der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einen ganz kleinen Ausschnitt, kann nicht mehr und braucht als Maler nicht mehr zu kennen. Er kennt von der älteren, was ihm zufällig vor Augen gekommen ist; die jüngere, der er von vornherein als ausgesprochener Feind gegenüberstand, wird er wohl sogar prinzipiell vermieden haben. Es ist kein Gedanke daran, daß er auch nur ein angebotenes Werk darauf hin beurteilen kann, welche Stellung es im Oeuvre des Meisters einnimmt, und welchen Wert es hat. Davon, daß er wichtige Werke aufspüren und losmachen könnte, ist schon gar nicht die Rede: das verlangt neben angeborener Begabung frühe Uebung.

Dies alles ist rein sachlich: es hätte gegen Böcklin und Menzel, gegen Liebermann und Uhde genau so gut gegolten wie gegen Werner. Man kann aus einem Maler ebensowenig plötzlich einen Galeriedirektor machen wie aus einem Zivilisten einen Oberst. Aber eines trifft die Person: alle die genannten Künstler waren und sind hoch genug gestellt, um nicht den Haß gegen alles, was Niveau hat, die Förderung des Minderen und höchstens Mittleren befürchten zu lassen, die man bei Werner immer wieder erlebt hat.

Aber noch einmal: wem muß man das beweisen? Es gibt unter allen Menschen, die amtlich und privat in dieser Frage mitzureden haben, nur Einen, der Anton v. Werner für diesen Posten für befähigt hält.

Denn das ist das eigentlich Wichtige und das geradezu Furchtbare: auch von den Beamten, die diese Ernennung, wenn sie wirklich erfolgt, vollziehen, ausfertigen und gegenzeichnen werden, zweifelt keiner daran, kann keiner daran zweifeln, daß sie sich mit sachlichen Gründen nicht vertreten läßt.

Und sie werden sie doch vertreten müssen. Denn es ist durchaus sicher, daß die ganze Angelegenheit der Nationalgalerie, Tschudis gewaltsame Entfernung und Werners Berufung, den preußischen Landtag beschäftigen werden, in beiden Häusern. Und es ist einmal keine Parteifrage. Schon als Tschudi „auf Urlaub“ geschickt wurde, war von einflußreichen Mitgliedern der Rechten des Herrenhauses eine Interpellation der Regierung vorbereitet und sogar angekündigt worden. Und nur das Versprechen, der Konflikt werde geschlichtet werden und Tschudi in sein Amt zurückkehren, hat die Herren veranlaßt, auf diesen Schritt zu verzichten. Sollte nun die Regierung wirklich mit Werner statt mit Tschudi vor das Parlament treten — nun, die erlauchten Herren schlagen eine gute Klinge, man hat in den letzten Jahren manchmal sehr erstaunt aufgelauscht, wenn sie losgingen, und sie werden nicht geneigt sein, sich zu mäßigen, nachdem man ihnen so mitgespielt hat. Daß die Linke dabei sein wird, versteht sich von selbst. Und auch auf das Zentrum, das selbst in den Tagen, als es herrschende Partei war, in der berühmten Kunstdebatte im Reichstag wacker gepaukt hat, ist zu rechnen.

Das werden heiße Tage werden. Es gibt nämlich diesmal nicht den Ausweg, daß die Minister und ihre Dezernenten behaupten können, aus eigener freier Ueberzeugung gehandelt zu haben. Sie alle, vom Kunstgeheimrat bis hinauf zum Ministerpräsidenten haben amtlich und privat Tschudis großen Wert und große Leistung gerühmt. Und sie werden sich gegenüber Männer sehen, die das nicht nur vom Hörensagen wissen, sondern es selbst gehört haben.

So werden sie als Verantwortliche die heiklen Fragen zu beantworten haben, warum der nach ihrem eigenen Urteil Tüchtigste von ihnen beseitigt wurde, da er sich doch glänzend bewährt hat, warum ihm ein Mann zum Nachfolger gegeben wurde, der nichts anderes soll und kann, als das zu zerstören, worauf sie selbst stolz gewesen sind.

Diesmal wird es nicht angehen, wie das Excellenz Studt getan hat, die „Kabinettsästhetik“ als Erfindung eines sensationslüsternen Journalisten hinzustellen.

Hoffentlich wird aber der Kampf auch zu Ende geführt. Der Landtag braucht nicht den Gehalt für einen Beamten zu bewilligen, der keine Eigenschaften für sein Amt mitbringt, nicht für einen Minister, der tut, was keiner seiner sachverständigen Ratgeber und er selbst nicht wollen, nicht wollen können. Es muß einmal festgestellt werden, in was für einer Art von Staatswesen wir Preußen eigentlich leben.

Aber es ist keine preußische Angelegenheit, um die es sich handelt. Die Galerie, wie sie Tschudi hingestellt hat, hat zum ersten Male einen Begriff davon gegeben, was die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts bedeutet. Wenn irgendwo, so ist hier ein Stück nationaler Kulturarbeit geleistet worden. Und über alle Grenzen und Grenzchen hin, die das geeinigte deutsche Volk nicht müde wird zu ziehen und zu vertiefen, hat man das dankbar anerkannt. Die Galerie ist eine der Stellen, wo die Deutschen sich selbst, und wo die Fremden, die sonst zurzeit gerade nicht dazu neigen, den Deutschen ehrlich bewundern.

Sie zerstören heißt, einen nationalen Besitz zerstören. Das wird man sicherlich überall schmerzlich empfinden, und es wird wieder für die preußische Spitze die berühmteren moralischen Eroberungen machen.